

mag natürlich waren, er dachte um und über an der brasilianischen Küste entlang dem Äquator zu. Durch Zufall berührte er die seit Jahren von keinem Schiff besuchte Insel Trinidad do Sul. Als die wenigen halb vermilderten Einwohner ihm mitteilten, sie seien vollkommen unabhängig, beschloß er, sich selbst zum souveränen Herrscher der Insel zu erklären. Seine neuen Untertanen waren hiermit in Anbetracht einiger gespendeter Schnapsflaschen einverstanden. So konnte die Thronbesteigung in Anwesenheit der begeisterten Einwohner von Trinidad do Sul vor sich gehen.

Leider fanden sich aber nur wenige Liebhaber für den schönen „Orden vom Kreuz von Trinidad“, und noch weniger Unternehmungskraft wollten ihr Geld der „fürstlichen Gesellschaft zur Auffindung verborgener Schätze“ anvertrauen. Der große Beamtenapparat, den James I. zu Propagandazwecken in Newyork unterhalten mußte, verschlang bald das Vermögen des Fürsten. Das Ende kam, als der Berichtswollzieher des „Regierungsgebäude“ des Fürstentums in Newyork beschlagnahmte. Dem armen Herrscher fehlten sogar die Mittel, um auf seine Insel zurück zu kehren. Deshalb wollte er zu Fuß durch den ganzen Kontinent nach Brasilien gehen, um von dort aus sein Fürstentum zu erreichen. Aber schon an der mexikanischen Grenze verlor er den Mut und beging in einer Herberge Selbstmord. Neben der Leiche des von den Wächtern zwar nicht anerkannten, aber doch geduldeten ersten Fürsten von Trinidad do Sul fand man den Orden vom Kreuz erster, zweiter und dritter Klasse und ein fürstliches Vermögen von — zehn Dollars. Auf der Insel hielten kurz danach Brasilien seine Flagge.

Mesewi, der Feuerbringer der Indianer

Von Franz Baumgarten.

Bekanntlich beschränken sich zahlreiche Sagen und Mythen nicht auf die Angehörigen einer einzelnen Rasse oder eines einzigen Kulturkreises, sondern finden sich, wenn nicht als gemeinsame Besitz der gesamten Menschheit, so doch wenigstens als der einer Anzahl über die ganze Erde verteilten Völker. Ein gutes Beispiel dafür bietet die Prometheus-Sage, die in einer indischen Legende außerordentlich ähnlich wiedergegeben wird. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Ursprünglich herrschte überall eine solche Hitze, daß die Menschen des Feuers nicht bedurften. Allmählich aber wurde es kälter, die Erdbewohner begannen sich zu kühlen und in Höhlen zurückzugehen. Die weitere Steigerung der Kälte erregte in ihnen das Verlangen, sich des Feuers zu bemächtigen. Dieses war im Besitz der Dämonen, der Wolkenmenschen, von denen es im Sternengewölbe gefangen gehalten wurde. Nur mandmal durfte es sich, in schwarze Wolken gehüllt, der Erde nähern, ja bis an die Gipfel der höchsten Berge herabsteigen. Zu anderen Zeiten sohen es die Menschen nur am Himmel, wo es sich in den mannigfaltigsten Farben und Erscheinungen zeigte. In einer großen Ratssammlung der Menschen wurden die tapfersten Männer, Mesewi und sein Bruder, dazu bestimmt, auf einen Berg zu steigen und das Feuer, wenn es einmal wieder herab käme, in den ersten Versuch mißglück. Erst nach zwei Jahren kam das Feuer wieder, die beiden Brüder waren schnell bei der Hand und borgen den größten Teil im Sack. Nur einen Rest jagten die Wolkenmenschen ihnen wieder ab und warfen ihn an den Himmel zurück, wo er seitdem als Nordlicht zu sehen ist. Die beiden Menschen eilten mit ihrer Beute den Berg hinab, verfolgt vom Zorn der Wüstlinge. Als sie merkten, daß sie diesen nicht entgehen konnten, verbargen sie sich unter einer Schildkröten-Schale. Von den Wüsten, welche die Wolkenmenschen gegen die Schale schleuderten, um die Feuerbringer zu vernichten, stammten die Einberungen und Risse, die noch heute auf jeder Schildkröten-Schale zu finden sind. Später konnten Mesewi und sein Bruder entfliehen und ohne weiteres Ungemach der Menschheit das Feuer bringen.

So ähnlich die Handlung ist, so verschieden sind die ethischen Grundlagen. Während der Halbgoth Prometheus aus Mitleid mit der Menschheit den Himmel stürmt und in offenem Trotz den Göttern das Feuer entreißt, stehlen es Mesewi und sein Bruder, wenn auch wacker große Schwierigkeiten überwindend, den Wolkenleuten aus Eigenmuß. Der Held der griechischen Mythologie, vertritt in den tragischen Konflikt, durch Raub ein gutes Werk zu vollbringen, erleidet klaglos, ungebeugt die verdiente Strafe; die schlaue Indianer entziehen sich ihr und schädigen ungestraft die überlisteten Wolkenmenschen.

Der Tiger auf dem Hochsitz

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Ferdinand Colshorn.

Ein englisches Ehepaar, Herr Smithies und Frau, beide leidenschaftliche Großwildjäger, hatte sich zur Tigerjagd in den Bezirk Halb-Bombay begeben. Eines Nachts erhielt es die Meldung, daß ein Tiger ganz in der Nähe im Raub gerissen habe. Am nächsten Morgen wurde das fragliche Gebiet von einer Treiberkette umstellt, nachdem Smithies für sich und seine Frau je einen Hochsitz an geeigneten Stellen hatte anlegen lassen. Der von Frau Smithies besetzt war in der ersten Gabelung eines hohen, anderthalb Meter im Umfang messenden Baumstammes, etwa fünf Meter über dem Boden. Zwischen den beiden Hochsitzen wuchs hohes Karakalgras, auch sonst war die Gegend grasig und mit lichteim Buschwerk bestanden.

Das Treiben hatte kaum begonnen, als man das wütende Rauchen eines Tigers hörte. Schon wenige Minuten später sah Smithies das Raubtier aus dem Karakalgras hervorstechen. Er feuerte, fehlte jedoch, und der Tiger sprang mit einem Satz in die Deckung zurück. Bald darauf erreichte die Treiber das Grasstück, worauf der beunruhigte Tiger wieder sichtbar wurde. Laut brüllend kam er in großen Schritten zum Vorschein. Ein zweiter Schuß des Jägers vom Hochsitz aus ging gleichfalls fehl, dagegen hatte Frau Smithies besseren Erfolg: ihre Kugel traf den Tiger zwei Spannen breit über dem Herzen, dicht unterhalb der Wirbelsäule.

Der Tiger überschlug sich und blieb einen Augenblick still liegen. Dann aber sprang er unter fürchterlichem Getöse wieder auf, erblühte die glückliche Schöpfung in ihrem Hochsitz und stürzte in gewaltigen Schritten auf sie zu. Die große Raute verfolgte den Baum zu erklettern, den sie mit den Vorderpfoten nahezu umfaßte. Es gelang ihr auch, sie unmittelbar an den Sitz zu gelangen, an den sie sich mit Klauen und Zähnen anklammerte. Frau Smithies verlor trotz der Gefahr keinen Augenblick ihre Kaltblütigkeit; sie richtete sich auf, ließ der wütend schauenden Raute ihre Wut in den Rücken — die Spuren der furchtbaren Zähne waren nachher deutlich am Lauf erkennbar — und drückte ab. Aber die Wut verlagerte, der Schuß ging nicht los. Der Tiger hatte sich inzwischen immer weiter an den Hochsitz heran gearbeitet, auf dem er jetzt mit etwa zwei Dritteln seines Körpergewichtes ruhte, während er sich mit den Hinterläufen an den Baumstamm angeklammert hielt. Unter dem Gewicht des Tieres und infolge seiner heftigen Bewegungen schwankte der Stand heftig hin und her, und die Folge war, daß Frau Smithies das Gleichgewicht verlor und kopfüber an dem Tiger vorbeilief auf den Boden stürzte. Dieser beachtete jedoch ihr Verschwinden gar nicht, seine ganze Wut richtete sich gegen den Hochsitz, den er mit seinen Zähnen bearbeitete. Wie sich später herausstellte, hatte er die dicken Rinde fast durchgebissen.

Herr Smithies hatte von seinem Platte aus alles mit ansehen müssen. Bei einer heftigen Bewegung waren seine Patronen zur Erde gefallen, so daß er nur über jene zwei Schüsse verfügte, die er noch im Magazin hatte. Aber auch von diesen konnte er zunächst keinen Gebrauch machen, da er befürchten mußte, anstatt des Tigers seine Frau zu treffen. Als diese nun vom Hochsitz herunter gefallen war, bot sich für den Jäger die Möglichkeit, einzugreifen. Die erste Kugel streifte den Tiger nur, die zweite saß richtig. Mitten ins Herz getroffen stürzte das Raubtier krachend zur Erde, wo es am Fuße des Baumes tot liegen blieb. Einige bange Augenblicke folgten. Das hohe Gras verbarg den Tiger, von dem man nicht wissen konnte, daß er tödlich getroffen war. Es verbarg aber auch gleichzeitig Frau Smithies, die in nächster Nähe des Tigers liegen mußte. Indessen errieten sich alle Befürchtungen als grundlos. Frau Smithies hatte den Fall glücklich überstanden, sie schließlich den Kopf glückselig über den Boden gehoben, wo sie gerast und schlammig dahin begeben, wo sie die Jagdelefanten vermutete. Dicht hinter sich hörte sie den Tiger zur Erde fallen, ebenfalls ohne zu wissen, daß er tot war, so daß sie jeden Augenblick darauf gefaßt war, von ihm verfolgt und zu Boden gerissen zu werden. Doch sie erreichte unbehelligt den ersten Elefanten, von dem aus man den Verlauf der Jagd beobachtet hatte, so daß sie sich jetzt in Sicherheit fühlen konnte.

Der Tiger maß bis zur Schwanzspitze nahezu dreieinhalb Meter Länge. Wie die Untersuchung zeigte, hatte er drei Kugeln erhalten, von denen eine das Herz durchbohrt und den Tod herbeiführt hatte. Das Ehepaar Smithies kehrte ansatz nach Bombay zurück; am weiteren Tigerjagden hatte es jedoch den Geschmach verloren.

thies kehrte ansatz nach Bombay zurück; am weiteren Tigerjagden hatte es jedoch den Geschmach verloren.

Von giftigen Tieren aus fremden Ländern

Von M. A. v. Lütgendorff.

Eine zu den Kesseltieren gehörende farben-schöne Seespinne (Actinia mesembryanthemum) des Mitteländischen Meeres besitzt an jedem ihrer 150 Fangarme mehr als 4 Millionen Nesselbläschen, d. h. Giftbläschen, aus denen bei Berührung ein das Gift in die Wunde übertragender Nesselstrahl heraus schießt. Der im Karibischen Meer lebende Stachelrochen (Myliobates) trägt am Ende seines Schwanzes einen mit Widerhaken versehenen Stachel, der mit einer Giftdrüse in Verbindung steht. Glaubt sich der Stachelrochen in Gefahr, so schleudert er dem Feinde seinen Schwanz entgegen, so daß der vergiftete Stachel sich tief in den Körper einbohrt. Das Gift, das bei einem solchen Angriff in die Wunde dringt, ist so stark, daß ein Mensch binnen wenigen Minuten den Tod finden kann.

In Bolivien fand ein Forscher eine Springspinne (Dendrocyphus noxiolus), von den Eingeborenen „Mico“ genannt, die, abgesehen nur 4 bis 5 Millimeter groß, doch so giftig ist, daß ein von ihr gebissener Mensch nach ein paar Stunden stirbt.

Das einzige giftige Säugetier der Erde, das in Australien einheimische Schnabeltier (Ornithorhynchus), besitzt als Giftorgane zwei kleine an den Hinterfüßen sitzende Spornen. Diese sind von einem an der Dornspitze nach außen mündenden Giftkanal durchzogen, so daß beim Stich das Gift ausfließt. Das Gift des Schnabeltieres kann auf Hunde wie überhaupt auf kleinere Tiere tödlich wirken; beim Menschen ruft es Hautentzündungen hervor.

In Südamerika lebt eine Wanze (Belostomatidae), deren Giftstich kleine Fische tötet. Das Gift wird aus einer im Kopfe der Wanze sitzenden Drüse durch den Rüssel ausgeschieden. Die getöteten Fische werden dann von der Wanze, deren Körperlänge bis zu 10 Zentimeter beträgt — sie ist die größte Wanze der Erde — ausgegast.

Die große Tonneschnecke (Dolius), die im Mittelmeer lebt, scheidet einen von Schwefelsäure stark durchdrungenen Speichel ab, der ihr beim Nahrungsfang gute Dienste leistet. Durch die Wirkung der Säure werden die Kalkhüllen und Kalkskelette der Tiere, von denen sich die Schnecke nährt, aufgelöst oder zumindest zerkleinert, worauf die Beute leicht verzehrt werden kann. Auch zur Verteidigung dient der Speichel, worauf die Beute leicht verzehrt werden kann. Auch zur Verteidigung dient der Schnecke ihr Giftspeichel, da sie ihn bis auf 50 Zentimeter weit von sich spritzen kann.

Einige Arten der im Meer vorkommenden Wüster (Remedii) sind mit einer seltamen Giftmasse ausgerüstet. Aus einer Öffnung am Körperende streckt der Wüster im Falle der Gefahr einen Rüssel heraus, an dessen Ende ein giftiges Sekret, das durch das Stilet in die Wunde gelangt.

Unter den Eidechsen der Erde gibt es nur eine einzige giftige Gattung (Heloderma). Diese in Mexiko einheimischen Giftidechsen besitzen mit Giftdrüsen in Verbindung stehende Giftzähne, die beim Biß ein ziemlich starkes Gift ausscheiden. Die wissenschaftliche Untersuchung ergab, daß schon 0,005 Milligramm des trockenen Helodermagiftes für den Menschen tödlich wirken müßten.

In der Tierwelt Japans finden sich mehrere giftige (Tetrodon-Arten), deren Genuß oft binnen weniger als einer Stunde den Tod nach sich zieht. Man hat sogar beobachtet, daß schon nach Berührung solcher Fische Hautkrankheiten wie auch andere Gesundheitsstörungen ausbrechen. Hauptächlich ist das Gift aber in dem Hogen der Fische enthalten. Die Tetrodon-Fische gehören zu den sogenannten Kugelfische: sie können sich im Gefahrenfalle zu einer großen Kugel aufblähen, die um so unheimlicher wirkt, als die ganze Haut mit aufrecht stehenden Stacheln bedeckt ist.

Zu den seltensten der in Afrika einheimischen Giftschlangen gehört die schwarzblau-schwarze Speisichlange (Naja nigricollis), eine nahe Verwandte der von den alten Ägyptern heilig gehaltenen Apisichlange. Die Speisichlange überträgt ihr Gift nicht durch den Biß wie die anderen Giftschlangen, sondern speit ihren giftigen Speichel dem Angreifer aus mehr als meterweiter Entfernung entgegen. Auf der Haut, besonders auf dem Auge ruft das Gift schwere Entzündungen hervor.

Verantwortlich: S. Semmelmann. Altener Druck und Verlag: A. A. Sankt, Altener.



Beimats und Serne

Nr. 35

Mittwoch, 29. August

1928

Auf einen Tag rund um Finnentrop

Wir lösen eine Sonntagskarte nach Finnentrop oder Altendorf und fahren bis Altendorf (in ersterem Falle unter Nachschuß bis hier). Vom Bahnhof aus geht links über die Biggebrücke. Wer jedoch die wundervolle Althölle noch nicht kennt, steht ein Stündchen daran, dieses Wunder der Unterwelt zu besichtigen. Auf der Hauptwanderstraße 6 des Sauerländischen Gebirgsvereins streben wir in der ersten halben Stunde zur Burg Schnellenberg. Auf einem Bergvorsprung mitten in hellstem Grün liegen dort die Trümmer der einst mächtigen Burg empor, die Gebälkheiten hinter dem ersten Burghofe sind noch einigermaßen erhalten, aber scheinbar ebenfalls dem Verfall preisgegeben, weil die Befitzer nichts mehr daran tun. Vor der Burg biegt der Wanderweg rechts



aufwärts auf einem schönen Waldwege ab. 20 Minuten darauf stehen wir am Helber Kreuz (420 m) und in weiteren 20 Minuten vor dem Dörflein Helden. Durch eine Feldflur wandern wir zum Rempach, danach durch Wald auf- und abwärts in 1 1/2 Stunden zum Schlosse Bilsen, der jüngsten weißfälligen Jugendburg mit Ziergärten. Auch sie liegt auf einer Berg-nase, um die sich drüben eng die sauberen Häuser von Bilsen (300 m) schmiegen. Wir haben sie bereits nach 5 Minuten erreicht. Jenseits des Weidewaldes streben wir durch Felder und Wald wieder aufwärts. Am Rieberg (430 m) stoßen wir auf Hauptanbrecherste 8, der wir bis zum Ende der heutigen Wanderung zu denken. Nach 25 Minuten stehen wir hoch auf der Hohen Schilde. Nun gleiten wir in 1/4 Stunde über Maunke bergab zum Lemmedörfer Weggen (280), dessen Ergruben gerade nicht einladend aussehen. Wir weichen ihnen aus, steigen in 40 Minuten nach Hachen aufwärts und wieder hinab in 25 Minuten nach Elspe (270 m) im Tal des gleichnamigen Bächleins. Entlang der Salmede müssen wir wieder mählich ansteigen, bis wir 405 m ein Doppelkreuz vor uns sehen. Ueber Gehöft Ober-Melbecke gehts auf kaum sichtbarem Feldweg zum 397 m hohen Raizebel, schließlich nach 40 Minuten bergab zu dem freundlichen Dorfe mit Bahnhof Freter (300 m), alles in allem 6 1/2 Stunden und Schmalenweg oder Sauerlandkarte vom Sauerland-Bergrug zu Jer-lohn brauchen wir keine Angst zu haben, daß wir uns verlaufen könnten. Bis Finnentrop lösen wir nach, dort müssen wir jenseits umsteigen.

Im Faltboot nach Kairo

Von Karl Schott.

Anfangs April fuhr von Neuburg, dem bayerischen Donaustädtchen, ein Klepperboot die Donau abwärts. Ein trüber Tag war es, regnig viel Zeit.

nerisch und nebelverhangen, als ich ruhig die alte Wasserstraße zog, die mich nach dem Orient bringen sollte. Tagelang peitschten Regenböden die Wasser, verbargen Nebelschwaden die Uferlandschaft. Die Schönheiten der Donauufer bekam ich kaum zu sehen. Von der vielgepriesenen Wachau empfing ich nur schattenhafte Eindrücke, und ich war froh, als die Umrisse Wiens sich in der Ferne zeigten. Auch dort traf ich schließlich Wetter, doch ich wanderte unverdrossen durch die Straßen der alten deutschen Stadt.

Das rauhe Vorfrühlingswetter änderte sich erst, als ich die österreichischen Grenzpfähle weit westlich hinter mir gelassen hatte. In Ungarn blühten die Gärten, grünten die Wiesen, und aus den Donauniederungen erscholl der vielhundertstimmige Gesang der Vögel. Der Blühtendust der Bäume lag über dem Wasser, und auch in meinem Herzen blühte der Frühling auf. Zeigte sich die Natur in den ungarischen Landen von der freundlichen Seite, so konnte dies von den Menschen nicht immer behauptet werden. Besonders die Grenzorgane erforderten für mich Schikanen, wo sie nur konnten. Die größten Schwierigkeiten aber machte mir die gewaltige Frühjahrsüberschwemmung der Donau. Oft genug mußte ich auf summen Wiesen kampieren und total durchnäßt die Nacht verbringen.

Keine leichte Aufgabe war es, durch das Gewirre der zahlreichen Kanäle, Seen und Sümpfe der Donaumündung den richtigen Weg zu finden. Wenn man bedenkt, daß diese Mündung dabei fast menschenleer ist, kann man die Schwierigkeiten ermessen, die den einsamen Klepperbootfahrer hier erwarten. Unendlich viel Wasserwils bekam ich zu sehen, Rohr- und Teichhühner, Fisch- und Nachtzieher, Kormorane und Wildenten in ungläublicher Menge. Bei Wilkow, kurz vor der Mündung der Donau, wird der Strom unendlich breit. Man spürt schon die Nähe des Meeres.

Es ist ein Unterschied, ob man im Faltboot auf den ruhigen Westseiten eines Stromes schaukelt oder auf den Wellen des Meeres. Wenn man sich erst an den Seegang gewöhnt hat, dann macht einem das Hochgehen und Schaukeln durch die heranrollenden Bogen viel Spaß. Die Fahrt längs der Steilküste des Schwarzen Meeres wurde durch Gegen- und Seitenwind sehr erschwert, und nur langsam erreichte ich die rumänische Hafenstadt Konstanza. Mein kleines Klepperboot erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Ich wurde gaffelfreudig empfangen, und alle Welt bemühte sich, mir den Aufenthalt in dem schönen Seestädtchen so angenehm wie möglich zu machen.

Nachdem ich Konstanza verlassen hatte brauchte ich fast eine Woche, bis ich den Leuchtturm von Rumeli Kalesi, der die Einfahrt in den Bosporus markiert, auftauchen sah. Diese etwa 30 Kilometer lange Meerenge, die Europa von Asien scheidet und das Schwarze Meer mit dem Marmarameer verbindet, ist von unbeschreiblicher Schönheit. Marmoraläste, Landhäuser, Villen in allen Stilen der Welt, Zypressenhaine, Eichen- und Kastanienwälder, wundervolle Parks mit dem herrlichen Pflanzenwuchs zweier Weltteile, Schlösser und Ruinen bedecken die Ufer. So bezaubernd aber der Anblick Konstantinopels vom Bosporus aus ist, so ernüchternd wirkt die innere Stadt. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Zeichen der Verwahrlosung. Es war keine leichte Aufgabe, mit dem Faltboot im Konstantinopeler Hafen zu landen. Bis ich mich durch das Gewimmel von Fahrzeugen aller Art hindurch gearbeitet hatte, bis ich die unzähligen, lärmenden und aufdringlichen Bootleute losgeworden war, verging viel Zeit.

Nachdem ich Konstantinopel nach allen Richtungen hin durchstreift hatte, trieb es mich weiter. Längs der Küste des Marmarameeres führte mich nun die Fahrt. Die zahlreichen kleinen Anseelungen sind fast ausschließlich von Fischern bewohnt, für die das Erscheinen des Faltbootes natürlich ein großes Ereignis bedeutete. Mit viel Herzlichkeit wurde ich überall empfangen, und in Mütze war ich sogar Ehrengast des L. roemaneis. Die schönen Tage gingen aber bald zu Ende, als ich mich der Einfahrt in die Dardanellen näherte. Es gab schwere Stürme und Gewitter, und als ich Smyrna endlich erreichte, war ich zehn Wochen unterwegs gewesen. So gönnte ich mir hier einen längeren Aufenthalt.

Man mußte mir viel zu erzählen von der Unsicherheit der anatolischen Küste. Nun, ich hatte das Glück, weder den Seeräubern noch den Landbanditen zu begegnen, als ich südwärts fuhr, um Adalia, die schöne Stadt am Fuße des Taurusgebirges, zu erreichen. Zwischen zahlreichen Küsteninseln hindurch suchte ich meinen Weg. Ich sah die Insel Chios und viele andere Inseln. Adalia gefiel mir sehr gut.

Meine weitere Fahrt von Adalia vollzog sich recht dramatisch. Dreimal versuchte ich, aus dem Hafen zu kommen, immer wieder hinderte mich der starke Seesturm daran. Als mir mein Vorhaben endlich gelang, ging abends ein so heftiger Wind auf, daß es unmöglich war, an der Steilküste zu landen. Ich mußte also die Nacht auf hoher See bleiben, und meine Lage war um so ungemütlicher, als ich mit dem Klepperboot in eine Herde Delphine geriet und in Gefahr kam, von den wild durcheinander schließenden Tieren umgekippt zu werden. Ich war froh, als endlich der Tag zu grauen begann. Längs des Taurusgebirges, dessen steile Abhänge wildromantische Bilder boten, ging die Fahrt weiter. Infolge eines falschen Segelmandövers kenterte in der Nähe von Merfina das Faltboot. Wäre nicht ein arabischer Segler zur Stelle gewesen, so hätte hier an der sprichhaften Küste nicht nur meine Fahrt, sondern auch mein Leben geendet. So aber brachten mich die Araber nach Merfina, der kleinasiatischen Hafenstadt.

Die Weiterfahrt verlief recht einsam, mein Zelllager schlug ich stets in abgelegenen Buchten auf. Vor Räubern und Dieben blieb ich wohl bewahrt, nicht aber vor der Malaria, die mich derartig heftig packte, daß ich drei Wochen in Adana bleiben mußte. Der erzwungene Aufenthalt gab mir reichlich Gelegenheit, das Leben und Treiben in einer kleinen türkischen Stadt zu beobachten. Mit großer Begeisterung war ich in Adana willkommen geheißen worden; Festmähler und Verbrüderungsfeiern gab es in reicher Menge.

Als das Fieber im Abklingen war, machte ich mich wieder auf die Reise. Gegen Ende des fünften Monats sah ich endlich die Hänge des Libanons auftauchen. Am 23. August war ich in Beirut. Hier gab es einen großen Empfang und die türkischen und französischen Zeitungen der Stadt brachten spaltenlange Artikel über mich und mein Klepperboot. Ja, sogar mein Bild mit Biographie wurde veröffentlicht, und die Folge davon war, daß ich mich auf der Straße kaum sehen lassen konnte. Unterkunft nahm ich bei einem Deutschen, der bemüht war dem Landsmann den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Sogar mit bayerischem Bier wurde ich bewirtet, und mit Weinmüß gedachte ich meiner so fernem deutschen Heimat.

Auf meinem weiteren Wege nach Mezam-drien erlitt ich zum zweiten Male Schiffbruch. Bei vollkommen ruhiger See schellte plötzlich ein großer Fisch aus dem Wasser und riß beim Niederfallen ein Riesenschiff in das

Nun wurde Harden Sicken Eigentümer ein
Regelgacht und Weltreisender. Auf einer sein
Fahrt kam er auch nach Patagonien und
hloß, von dort aus den Südpol zu entdecken
der Anblick der ersten Eisberge überzeugte ihn
ber, daß Schnee und Kälte seiner Natur